

<36616943660016

Das Todaustragen

Zur

gewogenen Erinnerung

an den Verfasser

Das Todaustragen und der Muorlef.

Ein Beitrag
zur Kunde sächsischer Sitte und Sage in Siebenbürgen.

Sylvestergabe
für Freunde und Gönner

von

Johann Karl Schuller,

k. k. Statthaltereirath, Ritter des Franz-Joseph-Ordens, corresp. Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften &c.



Hermannstadt, 1861.
Druck von Theodor Steinhaußen.

Motto: Antiquitatis monumenta colligo — Hae sunt exercitationes ingenii, haec curricula mentis; in his desudans atque elaborans corporis vires non magnopere desidero. Adsum amicis ultroque affero res multum et diu cogitatas, easque tueor animi, non corporis viribus.

Cicer. de senectute c. 11.

Wenn wir die Schicksale heidnischen Götzendienstes nach der Bekehrung der Deutschen zum Christenthume durchmustern, so treffen wir auf verschiedene Erscheinungen, welche für die Kulturgeschichte von großem Interesse sind, und nur das eine mit einander gemein haben, daß sie alle den Kampf der neuen Lehre mit ererbtem uralten Glauben abspiegeln.

In dem einen der hieher gehörigen Fälle ist es der bloße Name, welcher an heidnischen Kultus erinnert — das Bewußtsein seines Sinnes und seines Zusammenhanges mit demselben dagegen ist im Volke vollständig verloren gegangen — es sind Rahmen ohne Bilder, dürre, abgefallene Blätter eines unbekannten Baumes. Wir brauchen kaum zu erinnern, daß in diese Reihe vorzugsweise Ortsnamen aller Art gehören — die Wahrung der mannigfachen Interessen, welche sich daran knüpfen, gibt ihnen eine Lebenszähigkeit, welche sie die Erinnerung an ihren Ursprung und ihre erste Bestimmung weit überdauern läßt.

Wir haben vollen Grund in diese Reihe einen und den andern sächsischen Ortsnamen in Siebenbürgen zu zählen. Die mythische Abkunft von Flurnamen, wie Frauholdagraben (s. Fraahuldegruewen) u. a. m. unterliegt für den Gelehrten kaum einen Zweifel — im Volke dagegen fehlt oft selbst die ferne Beziehung einer dunkeln Sage darauf. Was die Vorfahren bei der Namengebung geleitet, das ist sicher sehr oft nur die Aehnlichkeit zwischen Land oder Wasser der neuen Heimath mit gleichnamigen Plätzen ihres Vaterlandes gewesen.

Weit interessanter noch sind diejenigen Erscheinungen, in welchen das Christenthum nicht mächtig genug gewesen ist, den heidnischen Glauben ganz zu verdrängen und auszurotten.

Eine weitere Zergliederung dieses Falles führt uns zunächst auf jene interessante Thatsache, welche die Wissenschaft treffend als ein Vor- oder Nachrücken des Mythus bezeichnet. Der Inhalt des Mythus ist unverändert geblieben, oder auch in der Veränderung, welche er erfahren, erkennbar; die Scenerie und die Träger der ursprünglichen Handlung dagegen erscheinen verändert. An die Stelle der heidnischen Götter und

Göttinnen sind Personen der spätern und christlichen Zeit getreten, und dem unverkennbar fortlebenden heidnischen Kultus sind christliche Ideen und Anschauungen unterlegt worden.

So wird, um uns hier auf das sächsische Volk in Siebenbürgen zu beschränken, manches von Petrus und Christus erzählt, was nach den Untersuchungen von Müller und Schuster dem Mythenkreise von Wodan angehört, und hat eben so gut einen in der fernen Vergangenheit liegenden mythischen Boden, als die bekannte Mantelfahrt des Repser Königsrichters David Weihrauch von Konstantinopel in seine Heimath [1]).

Wir überlassen es Andern das, was auf diesem Gebiete bereits gesammelt ist, zu ergänzen, und wenden uns zu dem zweiten, noch interessantern Falle, wo uns das Heidenthum nicht in Märchen und Sage, sondern im handelnden Leben, in Brauch und Sitte des Volkes unter der verklärenden Hülle christlicher Anschauungen und Ideen begegnet.

Daß hieher eine Reihe sächsischer Volksbräuche gehört, welche nach einer vergeistigenden Auslegung die Geburt Christi in derselben Weise feiern, in welcher das germanische Heidenthum die bevorstehende oder beginnende Wiederkehr des Sommers festlich beging, ist schon an andern Orten bemerkt worden [2]). Als einen Nachtrag dazu geben wir die Beschreibung eines interessanten Volksbrauches, welcher das „Austragen des Todes" genannt wird, und jedes Jahr in dem sächsischen Dorfe Braller am Himmelfahrtsfeste stattfindet. Wir sind dafür dem würdigen ev. Ortspfarrer Viktor Kapesius zum Danke verpflichtet, und geben sie meist in den eignen Worten desselben.

Nach dem Vormittagsgottesdienste des benannten Tages, schreibt der Verfasser, begeben sich die Schulmädchen in das Haus einer Mitschülerin, und „machen daselbst den Tod." Hiezu wird eine ausgedroschene Korngarbe genommen, an welcher der obere Theil, d. i. die leeren Aehrenspitzen zusammengebrochen und unterbunden werden, so daß eine kopf-, hals- und rumpfförmige Gestalt herauskommt. Der zuvor mit einem sogenannten Knüpftuche (s. Knäppdach) umhüllte Kopf wird sodann mit der gewöhnlichen „rothen Haube" und mit den silbernen „Bockelnadeln" kurz, ganz in derselben Weise aufgeputzt, wie sich die jungen Frauen des siebenbürgisch-sächsischen Landvolkes festlich zu schmücken pflegen.

Um das Gesicht des Todes zu veranschaulichen, werden demselben an die Stelle der Augen zwei große, schwarzknöpfige Stecknadeln, wie sie die ältern Frauen des Dorfes bei feierlichen Gelegenheiten tragen, eingesetzt; die Arme werden mittelst eines quer durch den Strohschaub gesteckten Stockes gebildet. Darauf wird die Gestalt ganz nach der Dorf-

[1]) Wir verweisen hier auf die beiden trefflichen Werke:
Siebenbürgische Sagen gesammelt u. mitgetheilt v. Fr. Müller. Kronstadt 1857. 8.
Woden. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie von F. W. Schuster. Kronstadt 1856. 4.

[2]) Herodes. Ein deutsches Weinachtsspiel aus Siebenbürgen, von J. K. Schuller. Hermannstadt 1859. 8. S. 1 ff.

sitte der Frauen bekleidet; Arme und Brust werden vorzugsweise mit vielen Bändern geziert. Der Füße bedarf es nicht, der untere Theil wird von dem Saume der Bekleidung verdeckt.

Nun ist der „Tod gemacht." Man hat sich getummelt; denn bald wird zur Vesper geläutet, und da muß der Tod am geöffneten Fenster ausgestellt sein, „daß ihn die Leute besehen", wenn sie am Hause vorüber zur Kirche gehen.

Die Vesper ist aus, nun ist der ersehnte Augenblick da, wo der erste Umzug mit dem „Tod" beginnt; das Recht dazu gebührt nur den Schulmädchen. Zwei von den ältern fassen ihn an den Armen, und schreiten voran; paarweise folgt ihnen die Zahl der andern. Die Knaben bleiben ordnungslos außer dem Zuge, und begaffen voll Bewunderung den „schönen Tod."

So geht der Zug durch alle Gassen des Dorfes, indem dabei das Kirchenlied:

Gott mein Vater, deine Liebe
Reicht so weit der Himmel ist,

jedoch nach einer Melodie, welche von der gewöhnlichen abweicht, gesungen wird. Eine alte Bäuerin des Dorfes erinnert sich, daß ehemals das Lied:

Ach bewahre mich vor Schrecken,
Schütze mich vor Ueberfall,

nach derselben Melodie beim Todaustragen gesungen worden sei.

Ist der Umzug durch die Gassen vollendet, so begeben sich die Mädchen in ein anderes Haus. Die Thüre wird vor den muthwillig nachdringenden Knaben verschlossen, der Tod entkleidet, und der nackte Strohschaub ihnen bei dem Fenster hinaus übergeben. Die Knaben ergreifen ihn, stürmen ohne Gesang damit zum Dorfe hinaus, und werfen ihn in den vorbeifließenden Bach.

Ist dieses alles geschehen, so beginnt der zweite Theil dieses Volksdramas. Mit dem dem „Tode" entrissenen Schmuck wird nun eines von den im Hause zurückgebliebenen Mädchen bekleidet, und wie vorhin der Tod, unter Absingung desselben Kirchenliedes durch alle Gassen geleitet. Nach diesem Umzuge begeben sich alle in das älterliche Haus der Königin des Festes, wo zusammengetragene Eßwaaren verschmaust werden. Die Knaben bleiben auch von diesem Schmause ausgeschlossen.

Nach gemeinem Volksglauben können die Kinder, von dem Tage dieses Todaustragens angefangen, Stachelbeeren und Obst genießen. Der Tod, der früher besonders in jenen gesessen, ist nun vernichtet. In gleicher Weise wird auch die Unschädlichkeit des Badens im Freien damit in Verbindung gebracht.

Ein ähnliches Volksfest wird am Tage der Verkündigung Mariä im sächsischen Dorfe Felldorf begangen; seine Beschreibung danken wir dem Ortsschullehrer Höchsmann. Eine aus Stroh gemachte menschliche

Figur wird als Mädchen mit dem Borten, dem bekannten Kopfschmucke konfirmirter Dorfmädchen, dem schönsten Brustlatz, der feinsten Schürze und neuen Stiefeln geschmückt, und in dieser Weise zur sogenannten „Marienjungfer" gemacht. In feierlichem Umzuge wird diese Puppe darauf unter Absingung eines Kirchenliedes an dem Hause des Pfarrers und Pfarrgehülfen und an der Schule vorbei durch das ganze Dorf getragen. Ueber den Begräbnißplatz, wo er eine Weile stehen bleibt, begibt sich der Zug dann auf die vor dem Dorfe gelegne Kuppe (sächs. Kuupen). Hier wird die Marienjungfer entkleidet, das Stroh bis zum letzten Halme verbrannt, und die Asche mit den Füßen gestampft. Unterbleibt diese Feier in einem Jahre, so wird jeder Unfall, welcher die Jugend trifft, wie z. B. die Schwangerschaft einer Magd, der Tod eines Burschen u. s. w. dieser Unterlassung beigemessen.

Was wir so eben geschildert haben, sind Volksbräuche, die uns in ähnlichen Formen, und nicht selten unter dem gleichen Namen, nicht nur in verschiedenen Gegenden Deutschlands, sondern auch unter andern europäischen Nationen begegnen, und wohl auch in Siebenbürgen noch an manchem Orte als wohlerhaltene Bauten der Vorzeit, oder als verfallene Ruinen vorhanden sein mögen.

In Mähren verfertigen die Mädchen am schwarzen Sonntage (14 Tage vor Ostern) eine weibliche Puppe, die den Tod vorstellt, und tragen sie auf einer hohen Stange mit zahlreichem Geleit zum Dorfe hinaus. In Dallenschütz (Mähren) wird am dritten Sonntage vor Ostern der Tod ausgetragen, und zwar ebenfalls von den Mädchen. Die Figur hat weibliche Kleidung. Auch im österreichischen Schlesien wird der Tod in weißem, weiblichen Anzuge von Mädchen ausgetragen, und ins Wasser geworfen. Dieser Sonntag heißt der Todsonntag [3]). In Nürnberg durchzogen ehemals Landmädchen von 7 — 8 Jahren in ihrem größten Putze die ganze Stadt und Vorstadt; auf dem linken Arm trugen sie einen kleinen offenen Sarg, aus welchem ein Leichentuch herabhing; unter dem Tuche lag eine Puppe. Arme Kinder trugen nur eine offene Schachtel, worin ein grüner Buchenzweig lag, mit in die Höhe gerichtetem Stiel, worin ein Apfel statt des Kopfes steckte. Ihr eintöniges Lied begann:

Heut' ist Mitfasten!
Wir tragen den Tod ins Wasser; wohl ist das.
Wir tragen ihn hinein, und wieder heraus;
Tragen ihn vor des Biedermanns Haus.
Wollt ihr uns kein Schmalz nicht geben,
Lassen wir auch den Tod nicht leben [4]).

---

[3]) Fr. Nork, Festkalender. Stuttgart 1847. 8. S. 840 f.

[4]) Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859, 8. S. 294 f. Doch besteht nach Weinhold: Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche, Wien 1855, S. 91, das Todaustreiben nur an wenigen Orten Schlesiens, während dagegen das Sommersingen, d. i. die Absingung von „Sommerliedern" durch Kinder, welche am sogenannten Sommersonntage (Lätare) durch die Dörfer ziehen, und daher Sommerkinder genannt werden, allgemein üblich ist.

Wir übergehen hier jede weitere Anführung aus Deutschland, und beschränken uns nur auf die Erwähnung ähnlicher Bräuche unter slavischen Stämmen. In Böhmen ziehen die Kinder am Todtensonntag mit einen Strohmann an das Ende des Dorfes, und verbrennen ihn; die Serben in der Oberlausitz fertigen das Bild aus Stroh und Hadern; die die letzte Leiche gehabt, muß das Hemde, die letzte Braut aber den Schleier und die übrigen Lumpen dazu hergeben; das Scheusal wird auf eine hohe Stange gestellt, und von der größten, stärksten Dirne im vollen Laufe fortgetragen. Alle werfen mit Steinen und Stecken nach ihm; wer den Tod trifft, stirbt das Jahr über nicht. Dann wird das Bild zum Dorfe hinaus an das Wasser getragen, und ersäuft. An andern lausitzischen Orten sind blos Frauen mit der Todaustreibung beschäftigt, und leiden dabei keine Männer. Alle gehen des Tages in Schleiern und binden eine Puppe aus Stroh, der sie ein weißes Hemd anziehen, in die eine Hand einen Besen, in die andere eine Sense geben. Diese Puppe tragen sie singend und von steinwerfenden Buben verfolgt zur Grenze des nächsten Ortes, wo sie sie zerreißen.

Wenn wir dem Ursprung und Sinn des seltsamen Festes nachgehen, so gelangen wir sehr bald zu der Ueberzeugung, daß es aus einer fernen und heidnischen Vorzeit abstammt, und in die Reihe derjenigen Gebräuche gehört, womit die Vorfahren die Wiederkehr des Sommers festlich begingen.

Uns moderne Treibhauspflanzen, sagt der treffliche Simrock in seiner Sammlung deutscher Weihnachtslieder, die wir im Winter hinter doppelten Fenstern einen künstlichen Sommer genießen, hat die Kultur gegen den Unterschied der Jahreszeiten gleichgültiger gemacht; jene naturgemäß lebenden Völker empfanden ihn in seiner ganzen Schwere. Der lange Winter hemmte allen Verkehr; alles Leben schien eingefroren, und wenn die für den Winter aufgespeicherten Vorräthe nicht mehr reichten, so stand die Hungersnoth vor der Thüre, da nur bevorrechteten Ständen die Jagd noch eine Auskunft bot. So ward dieser Winter wirklich menschenfresserisch, und die Freude des Volkes ist begreiflich, wenn Boten des Frühlings ihm wieder Erlösung brachte. Da tanzte man um das erste Veilchen, der erste Maikäfer wurde festlich eingehohlt, und kam der Mai selber, so zog man ihm in feierlichem Aufzug entgegen in den Wald, um ihn zu empfangen d. i. ihn zu begrüßen und zu bewillkommen.

Und so ist denn auch, setzen wir hinzu, jene Strohpuppe, welche in Braller ins Wasser geworfen, und in Braller verbrannt wird, nichts anders, als der personifizirte Winter, welchen die Jugend vernichtet, und das festlich aufgeputzte Schulmädchen, welches in Felldorf nach der Verbrennung durch die Gassen geleitet wird, stellt den einziehenden Sommer vor.

Vielleicht, daß nach der mir gemachten Bemerkung eines jüngern Freundes auch der hie und da übliche Ausschluß der Knaben mit zu

dieser Symbolik gehört. Gewiß ist das Leben schaffende, und die Menschheit fortpflanzende weibliche Geschlecht das edelste Bild des lieblichen, Früchte zeugenden Sommers.

Führt auf jene Idee schon die Zeit des Festes, so wird sie auch durch den Stoff, aus welchem die Puppe gemacht wird, und durch die Lieder, welche anderwärts bei dem Zuge gesungen werden, vollends bestätigt.

In ähnlicher Weise erscheint bei deutschen Volksfesten, welche die uralte Idee eines Kampfes zwischen Winter und Sommer dramatisch darstellen, jener nicht selten in Stroh und Moos, dieser in Epheu oder Sinngrün gekleidet — wie der Pelz, den er anderwärts trägt, die eisige Kälte bedeutet, so sind die leeren Halme passende Symbole der unfruchtbaren Jahreszeit.

Viel deutlicher noch tritt diese Beziehung der Feier auf den Abzug des Winters und den Einzug des Sommers da hervor, wo die Gesänge, von welchen sie ursprünglich begleitet gewesen, sich ganz oder in ihren Hauptbestandtheilen unverändert erhalten haben. In dem Liede:

Nun haben den Tod wir ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Mai,
Der Blümlein mancherlei.
Wir kommen und bringen mit herein
Den Sommer und auch den Sonnenschein,

unter dessen Absingung die Jugend in einigen Gegenden von Deutschland nach der Verbrennung des Strohmannes vom Felde heimkehrt, wie in den Versen:

Wir alle, wir alle kommen heraus,
Und tragen heute den Tod hinaus;
Komm Frühling wieder mit uns ins Dorf,
Willkommen lieber Lenz, [5])

die im Voigtlande vorkommen, wird dem Tode der Sommer entgegengesetzt, und sie sind daher von Liedern, wie

So treib'n wir den Winter aus
Durch unsere Stadt zum Thor hinaus,

und

Sommer 'rein, Winter 'naus [6])

und andern gar nicht verschieden.

---

[5]) Nork, a. a. O. 833 f.

[6]) Grimm, a. a. O. 726. Vergl. Weinhold, a. a. O. 91, wo das ähnliche Sommerlied nach den Worten:

Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Maien
Mit Blümlein mancherleien,

eine christliche Wendung erhält in dem Schluße:

Der liebe Gott wird bei uns sein
Und wird auch bei uns wohnen
Mit den himmlischen Kronen.

Wie nahe auch die Vergleichung zwischen Winter und Tod bei der großen Aehnlichkeit von vielen Erscheinungen beider gelegen ist, so sind wir doch überzeugt, daß die Umwandlung des personifizirten Winters in den Tod mit zur Verkirchlichung eines heidnischen Brauches gehört. Nirgends erscheint sie ungezwungener, als in der Religion dessen, der da gesagt hat: Ich bin die Auferstehung und das Leben, und wenn auch hie und da in den begleitenden Liedern immer noch der ursprüngliche Gegensatz von Winter und Sommer hervortritt, so wird der Sommer selbst nun zum Bilde des ewigen Lebens, und die ganze Feier erscheint als eine symbolische Darstellung dessen, was der Apostel gesagt hat: der Tod ist verschlungen in den Sieg [7]) Tod wo ist dein Stachel? Daß die Personifikation des Todes, und dessen Verbrennung christlicher Auffassung nicht fremd ist, wissen wir schon aus einer Stelle der Offenbarung Johannis, nach welcher der Tod und die Hölle in den feurigen Pfuhl geworfen werden [8]).

Dieselbe symbolische Umdeutung liegt, wie wir glauben, auch dem ehemals in einigen Gegenden von Baiern üblichen Verbrennen des Ostermannes zum Grunde. Am Ostersamstage verbanden die Burschen in Giggenhausen eine lange Stange oben mit einer Querstange, und umwickelten dieses Geripp ganz mit Stroh, so daß es einem Manne mit Kopf und ausgestreckten Armen ähnlich war; über den Kopf befestigten sie ein Benedictenkreuz. Auf einer Anhöhe unweit des Dorfes wurde abends zwischen 9—10 Uhr diese Puppe verbrannt [9]). Wie bei dem Volksfeste in Braller und Felldorf, so haben wir es auch hier mit einer Symbolik zu thun, welche an Stelle des Winters den Tod gesetzt; dort ist es die Himmelfahrt und die Verkündigung der Geburt des Todesbezwingers, hier die Auferstehung, mit welcher der Brauch in Verbindung gesetzt wird.

Damit wollen wir indessen durchaus nicht behaupten, daß die Umdeutung des Winters in den Tod die einzige Art der Verkirchlichung eines heidnischen Kultus gewesen sei. Die hie und da am Ostersamstage üblichen Judasfeuer haben wohl den gleichen Ursprung; [10]) auch in an-

Da droben in der Herrlichkeit
Da sitzt die Frau auf'm Stuhl bereit,
Da droben muß sie sitzen
Mit ihrem Herrn Jesu Christen.

[7]) 1 Korinth. 15. 55.

[8]) Offenb. 20. 14.

[9]) So war es auch in der Gegend von Abensberg in Niederbaiern Sitte am Ostersamstage nach der Auferstehungsfeier den strohernen Ostermann zu verbrennen. Panzer, a. a. O. 2. 78. Daß die in vielen Gegenden Deutschlands üblichen Osterfeuer auf Bergen ebenso wie die Johannisfeuer, mit zur Feier des Sommers gehören, ist wohl kein Zweifel. Ob sie aber, wie Grimm d. Myth. 1. 583. vermuthet, noch eine besondere Beziehung auf die Göttin Ostara haben, ist eine nicht hieher gehörige Frage.

[10]) Panzer, Beitrag u. s. w. 1. 212. f.

dern Beziehungen ist Judas, wie bekannt, an die Stelle germanischer Dämonen getreten. Wie bei den früher geschilderten Volksfesten der Tod, so wird bei ihnen den Verräther des Heilands zur Strafe seines Abfalls vernichtet. Weit entfernter dagegen liegt offenbar dem Ideenkreise des Volkes die Ansicht, daß alle diese Gebräuche nichts anders, als symbolische Darstellungen der Besiegung des Heidenthums durch den christlichen Glauben seien.

Hat einmal die christliche Auffassung heidnischen Wesens im Volke Wurzel geschlagen, so erscheint es leicht, die begonnene Verkirchlichung fortzusetzen. Als eine solche Fortsetzung dürfen wir mit vollem Grunde die Absingung eines christlichen Liedes bei dem Austragen des Todes rechnen — so wesentlich gehört überall in deutschen Landen das Lied zur Feier des Sommers, und so sehr bürgt für diese Ansicht im Sachsenland auch das wenig passende Lied, welches dabei gesungen wird; die Absicht seiner Absingung kann ohne Zweifel nicht sowohl in einer weitern Ausschmückung des Festes durch eine dichterische Beigabe, als in dem Ersatz eines frühern durch ein seiner christlichen Auslegung mehr angemessenes Lied liegen.

Allem Anscheine nach war das so verdrängte Lied jenen Liedern nahe verwandt, welche in einigen Gegenden Deutschlands ehemals bei dem Todaustragen gesungen wurden, oder jetzt noch gesungen werden, und von denen wir oben einige angeführt haben. Kampflieder zwischen Winter und Sommer, wie wir sie anderwärts häufig treffen, eignen sich nicht für den Charakter eines Festes, in welchem nicht etwa die Parteien abgehört, sondern das fertige Todesurtheil über den Winter vollstreckt wird [11].

Ob sich sonst in dem sächsischen Volke Ueberreste und Spuren von Gesprächspielen zwischen Winter und Sommer finden, getrauen wir uns nicht zu entscheiden — daß sie für andere Gegensätze ihm ebenso wenig fremd waren, wie den Stammesgenossen in Deutschland, zeigt der Wettstreit zwischen Wasser und Wein, welchen der gelehrte Professor an der k. k. Rechtsakademie in Hermannstadt, Schuler von Liblei neulich in dem von Trauschenfels herausgegebenen Magazin für Geschichte, Litera-

[11]) Wir verweisen hier unsere Leser auf die geistvolle Abhandlung Uhlands: Sommer und Winter, in Franz Pfeiffers Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Wien 1860. 8 5. Jahrgang, drittes Heft, S. 257· 11. Während, sagt der Vf., die vorwaltende mimische Darstellung sich in der sichtbaren Niederlage des Winters am besten verständlich machte, war umgekehrt der Wettstreit mit Gründen wohl geeignet, die beiderseitige Berechtigung im wohlgeordneten Jahreslaufe darzuthun, und hiedurch einen versöhnlichen Ausgang herbeizuführen. Proben solcher Gesprächspiele, in welchen dieser Wettstreit geführt wird, siehe das. 284 f. und aus Oberbaiern, wo Sommer und Winter durch zwei Knaben, welche in entsprechendem Aufputz (Pelz, Blumen, färbige Bänder) Gaben sammelnd von Haus zu Haus gehen, vorgestellt werden, bei Panze a. a. O. 1. 253.

tur, und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens veröffentlicht hat [12]).

Wir wenden uns nach dieser kurzen Einleitung eines Volksfestes, welches offenbar heidnischen Ursprunges ist, zu dem interessanten Falle, in welchem die Eigenschaften eines mythischen oder sagenhaften Wesens sich von seiner Geschichte gleichsam losgelöst haben. Jene ist längst vergessen; diese sind in der Erinnerung des Volkes geblieben, und werden in dem mit ihnen fortlebenden Namen der Person, welche sie nach dem Glauben der Vorwelt besessen, zusammengefaßt.

Wie andere Eigennamen von Personen haben solche Namen dadurch eine appellative Bedeutung erhalten, [13]) und werden in dem Volke zur

---

[12]) Magazin u. s. w. I. 1. S. 24 ff. Die Form ist, wie in den von Uhland (s. oben Anm. 12) mitgetheilten Gesprächspielen erzählend, doch werden die Reden der Streitenden mit ihren eignen Worten angeführt. Das Lied schließt mit der Unterwerfung des Wassers unter die Macht des Weines:

Das Wasser sprach: nun hast du Recht, du bist mein Herr, und ich dein Knecht,
Jetzt geb' ich dir gewonnen, gleichwie der Mond der Sonnen.

So spricht auch in dem oberbairischen Gesprächspiel der Winter zum Sommer, bevor er ihm die Hand reicht, und sich zu ihm ins „Summa'land" (Sommerland) einladet:

O mei' liebe' Summa' jetz' gi'b i dier recht,
Und das du mei' Herr bist, und i bi' dei' Knecht.

Ein sehr interessantes Gesprächspiel zwischen Sommer und Winter aus dem mit dem siebenbürgischen Deutschthum bekanntlich in mannigfacher Beziehung stehenden ungrischen Berglande hat der verdienstvolle Forscher auf diesem Gebiete, Professor C. J. Schroer, neuerlich veröffentlicht in dem Nachtrag zum Wörterbuche der deutschen Mundarten des deutschen Berglandes. Wien 1859. 8. S. 47. Jährlich wird es im Frühjahr in Kuneschhäu dramatisch vorgestellt. Der Winter geht in Stroh mit Ruß berahmt; der Sommer sieht aus wie ein Frauenzimmer, und hält einen Tännling; er hat keinen Bart. Als dritte Person erscheint ein Haiduck, und wenn das Spiel vorüber ist, wird mit Teller und Spieß zu einem Schmause gesammelt.

Geld do hrein!
Speck do hnein,

ruft einer und hält den Teller hin

Fleisch do hnein

der zweite mit vorgehaltenem Spieß und:

Kreignde (kriegen wir) aber nichts do hrein
Schlagn dir (wir) den Ofen ein,

drohen alle.

[13]) Vergl. die sehr lehrreiche Abhandlung von Wackernagel über die deutschen Appellativnamen III. bei Pfeiffer a. a. O. 5. Jahrgang, S. 316. ff. Beispielsweise diene hier das sächs. Tini (Koseform von Martin) in der Bedeutung dummer Mensch, Einfaltspinsel. So rufen nach Fischart die Gaukler den Affen und Müller ihre Esel Marten das. 336. Auf ähnliche Weise sind die sächsischen Schelt- und Scherznamen Babe, Durra, Schnappgökel u. s. w. aus den Eigennamen Barbara, Dorothea, Jakob u. s. w. entstanden. Die eine Koseform von Barbara, Babi bedeutet auch in Süddeutschland einen Mann oder ein Weib vom kindischem und weibisch zaghaftem Benehmen, das. 331. Duradu, Duri auch in Baiern jede Weibsperson J. A. Schmeller baierisches Wörterbuch 1. 390. und Schnappgökel, unruhiger, unsteter Mensch, ist offenbar mit der Koseform Jökel, Jack, Jodi, Jodel von Jakob so gebildet, wie die bekannten Zusammensetzungen Hurenjäkel, Schmierjäkel, Taubenjäkel (Taubenliebhaber) Schubjäck u. s. w. Wackerangel 343 f.

lebhaften Bezeichnung von Menschen, welche jene Eigenschaften besitzen, gebraucht.

So begegnet uns um aus der Masse dessen, was hieher gehört, ein Beispiel anzuführen, in dem sächsischen Volksthum keine deutliche Spur eines fortlebenden Glaubens an die mythischen Heimchen. Vergleichen wir aber unser mundartliches Wort Uemchen, Ihmchen, womit wir ein geistig und leiblich hülfloses Wesen bezeichnen, so ist wohl anzunehmen, daß darin eine dunkle Erinnerung an die zwerghaften Heimchen fortdauert.

Wir hoffen unsere Leser davon zu überzeugen, daß in dieselbe Reihe von Benennungen auch das sächsische Wort Muorlef, Moorlef gehört, und geben daher in erweiterter und wissenschaftlicher Form, was vor Jahren darüber in der Transsilvania flüchtig hingeworfen worden, — nicht ohne die Absicht und den bescheidenen Wunsch, von Freunden volksthümlicher Forschung in Deutschland darüber vielleicht weitere Belehrung zu erhalten.

Um das seltsame Wort, welches mir bisher in keinem deutschen Idiotikon begegnet ist, von dem deutschen „Maulaffe," schweiz. Maulauf in Verbindung zu bringen, müßte man seine Anwendung gar nicht kennen. Mit dem tölpelhaften Maulaffen hat der gewandte Muorlef außer ein paar armseligen Buchstaben gerade ebenso wenig gemein, als jener mit dem Affen. Der Maulaffe in der sächsischen Mundart heißt von dem offenen Maule, welches den Blödsinn kennzeichnet, Möllcofen (Maul offen).

Ebenso wenig ist die von Andern versuchte Verknüpfung des Wortes mit Mar und Alf [14]) befriedigend. Abgesehen davon nehmlich, daß die Zusammensetzung von zwei Wörtern, welche beide einen Elfen bedeuten, befremden müßte, so hat auch der Alf (s. Ölf) des sächsischen Volksglaubens, wenn wir etwa die garstige Gestalt ausnehmen, keine Eigenschaft des Muorlef. Bezeichnet jener eine bis zum Blödsinn gesteigerte Geistlosigkeit, so ist dieser dagegen, wie wir tiefer unten sehen werden, ein Typus geistiger Findigkeit und Gewandtheit. Sollte aber an einen Alf gedacht werden, der sich im Moraste (s. Muor, Moor) aufhält, so liefe diese Annahme allem, was wir über den Wohnort elbischer Wesen wissen, entgegen [15]). Daß endlich ein Zusammenhang mit dem Morciu und dem Murony des romänischen Volksglaubens nicht gedacht

---

[14]) Vgl. Seivert von der siebenbürgisch-sächsischen Mundart in Windisch ungrischem Magazin 1. 274. Möglich ist es immer, daß, wie auch Schuster bemerket, in Woden a. a. O. S. 8, wo ich „Muorleff oder Murrenolf" lese, auch diese Form gehört wird. Sie wird immer nur als ein Versuch, ein dunkles Wort zu erklären, betrachtet werden müssen, wozu die „Murresaa" der sächsischen Mundart Anlaß gegeben, und hat mit der häufig gehörten Erklärung dieses an merren, wühlen zu knüpfenden Wortes durch Möhrensau (von dem sächs. Mörl, Murr, Möhre) gleichen Werth.

[15]) Grimm d. Mythologie a. a. O. 423. f.

werden darf, braucht kaum bemerkt zu werden. Der Murony ist der Vampyr, und Moroiu bezeichnet einen feindseligen Geist jeder Art [16]).

Vergleichen wir dagegen das sächsische Wort Muorlef mit dem Morolf der altdeutschen Volkssage, so ist zunächst die phonetische Uebereinstimmung beider nicht zu bezweifeln. Für den Kenner der sächsischen Mundart hat weder der Umlaut von uo und o, noch die Umgestaltung von — olf in — lef etwas befremdendes. Wie uns der erste in Muor, Moor, Morast (Moor) u. s. w. begegnet, so sind die sächsischen Familiennamen Adlef, Hidlef, Bertlef offenbar mit Adolf, Hidolf, Bertolf identisch [17]). Wir haben daher um so mehr vollen Grund in dem sächsischen Worte Muorlef eine mundartliche Form von Morolf zu erkennen, als die Uebereinstimmung dieses Namens mit dem altdeutschen Familiennamen Markoleif, Marleif ausgemacht ist, deren letzterer nach den Lautgesetzen der sächsischen Mundart gar nicht anders, als Moorlef gesprochen werden könnte.

Wenden wir uns nun von der äußern lautlichen Form zu der innern Bedeutung des seltsamen Wortes.

Daß dabei an ein lebendes, männliches, und menschliches Wesen gedacht werden müsse, zeigt neben dem männlichen Geschlechte auch der Gebrauch des Wortes. Dem „Muorlef" werden, wie tiefer unten nachgewiesen werden soll, Eigenschaften und Handlungen zugeschrieben, welche unsere Behauptung vollkommen bestätigen. Um uns aber davon zu überzeugen, wie ungezwungen und natürlich die Beziehung dieses Wesens auf den Morolf der deutschen Volkssage ist, wollen wir jene Sage kurz durchgehen, und dann die Trümmer derselben in dem sächsischen Volk aufsuchen.

Die Sage vom Morolf begegnet uns in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur in zwiefacher Ausführung, einem sprüchwörtlichen und einem epischen Gedichte — in beiden erscheint er in Verbindung mit dem Könige Salomon.

In dem sprüchwörtlichen Gedichte erscheint Morolf oder Markolf als ein häßlicher Bauer mit einem ebenso häßlichen Weibe, welcher im Gespräche mit Salomo die volksmäßige Weisheit gegenüber der ernsthaften, erhabenen — wenn man will, gelehrten Weisheit des Königs vertritt, und jeden Spruch desselben in eine Narrheit verkehrt. In dem epischen Gedichte ist Morolf ein jugendlicher Mann und Rathgeber Salomons, welcher dem Könige seine entführte Gemahlin zweimal durch List und Tapferkeit zurückbringt.

Ob der Stoff dieser beiden Gedichte fremden oder deutschen Ursprunges sei, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hieher gehört. Wir

---

[16]) Schott, walachische Märchen 297.

[17]) Vgl. G. Marienburg über die siebenbürgisch-sächsischen Familiennamen in dem Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. B. 2. 329. ff.

begnügen uns zu bemerken, daß das Spruchgedicht von Hans Sachs dramatisch bearbeitet, und auch in fremde Sprachen, namentlich in die italiänische, wo Morolf als Bertoldo erscheint, übergegangen ist.[18])

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß in dem sächsischen Muorlef eine unbewußte Verschmelzung der Hauptperson von beiden enthalten ist, vorwiegend jedoch der Morolf des Spruchgedichtes hervortritt.

Betrachten wir zuerst Morolfs Gestalt. Die Person Morolfs, sagt das Volksbuch, war kurz und dick, hatte ein groß Haupt, und eine breite, rothe und gerunzelte Stirne, haarige, bis auf die Mitte der Kinnbacken herabhangende Ohren, große fließende Augen, die Unterlefze kürzer, gleich einer Pferdelefze, einen schmutzigen und stinkenden Bart, als ein Bock, viereckigte Hände, kurze und dicke Finger und klotzige Füße, eine fleischichte höckerichte Nase, große und dicke Lefzen, ein eckelig Angesicht, große bäurische Schuhe, und ein Schwert um sich gegürtet, seine Kappe war von Haar geflochten und geziert mit einem Hirschengeweih, sein Kleid hatte eine schnöde Farbe und von schnödem schmutzigen Tuch, sein Rock ging ihm nur bis an die Schaam und zerrissene Hosen[19]).

Es braucht in der That nichts mehr, als diese Beschreibung von Morolf, um zu fühlen, welch ein hoher Grad von körperlicher Häßlichkeit und Mißgestaltung durch den sächsischen Ausdruck „garstiger Muorlef" bezeichnet wird. Daß aber darin eine unbewußte Beziehung auf jenes Urbild vollendeter Häßlichkeit fortdauert, welches die Volkssage uns in Morolf geschildert hat, darüber läßt die vergleichende Redeweise „garstig wie der Muorlef" kaum einen Zweifel übrig.

In gleicher Weise wird das Wort Muorlef in dem sächsischen Volke auch da gebraucht, wo moralische und geistige Eigenschaften eines Menschen damit bezeichnet werden sollen. Wir finden es bald appellativ angewandt, bald als Eigennamen eines Wesens, mit welcher die Person, von welcher die Rede ist, verglichen wird. Ausdrücke wie „ein böser

---

[18]) Vgl. Narrenbuch, herausgegeben durch Fr. H. von der Hagn. Halle 1811. 498 ff. Alle Textesanführungen, welche in unserer Abhandlung vorkommen, sind dem Abdrucke des Spruchgedichtes in dem angeführten Werke Seite 217 ff. entnommen.

[19]) In dem Spruchgedichte heißt es:

Sin Haubt was eyn Olekrug
Sin Haar, das er darauff trug
Das stund als Haare von den Swinen,
Sin Munt kunt mit den grynen,
Syn Stirn breit und gerunzelt gar,

u. s. w. u. s. w. Zu dieser Figur paßte auch sein Weib. Sie war, sagt das Volksbuch, kurz und gar dick, mit großen Brüsten, sie hatte stachlichtes Haar, lange, schmuzzige und spitzige Augenbrauen als Schweinsborsten, einen Bart als ein Bock und Ohren als ein Esel, fließende Augen, ein Gesicht wie eine Unke, einen gerunzelten Leib und eine schwarze Haut, ein schwarzes Stück Blei zierte ihre dicken Brüste; sie hatte kurze Finger, geziert mit eisernen Ringlein, ihre Lenden waren gar groß, ihre Beine kurz und dick und haarig als ein Bär, ihr Rock war von haarigem groben Tuch, und ganz zerrissen allenthalben.

Muorlef" und „böse wie der Muorlef" u. s. w. haben die gleiche Geltung.

Unsere Abhandlung ist weit entfernt davon alle Redeformen, in welchen uns das Wort Muorlef in dem sächsischen Volke begegnet, aufzählen zu wollen. Es genügt zu beweisen, daß es vorzugsweise zur versinnlichenden Bezeichnung von moralischen und geistigen Eigenschaften dient, welche den Morolf der deutschen Volkssage auszeichnen.

An ihrer Spitze steht, wie bekannt, die derbe, und in der Wahl ihrer Ausdrücke nirgends verlegene Grobheit. „So bin ich" erwiderte er, als ihm Salomo bei seiner ersten Unterredung die zwölf Geschlechter der Propheten, von denen er abstamme, genannt hatte, „von den zwölf Geschlechtern der Rustiker. Rustik gebar Rustins, Rustins gebar Rustibald, Rustibald gebar Rußhard, Rußhard gebar Tarkus, Tarkus gebar Tarkol, Tarkol gebar Farsi, Farsi gebar Farsuz, Farsuz gebar Markol, Markol gebar Marquard, Marquard gebar Markolf, und ich bin Markolf der Narr."

Dieser seiner pöbelhaften Abkunft machen denn auch alle seine Reden, die er mit dem Könige führt, die größte Ehre. Seine erste Antwort kündigt den groben Gesellen an. „Wer böse Nachbarn hat, der lobet sich selber," erwidert er auf Salomons Worte: Gott hat meinem Munde Weisheit gegeben, daß keiner mir gleich ist in allen Ländern der Erde. Mit derselben Derbheit, welche sich über allen Anstand hinwegsetzt, werden im Verlaufe des Gespräches die Weisheitssprüche des Königs durch parodirende Uebertragung auf Gegenstände des gemeinsten Lebens in den Koth gezogen und beschmutzt. Lobt jener den festen Bau der Welt in den Worten: Die vier Elemente halten aufrecht die Welt; so erwidert dieser: Die vier Säulen halten aufrecht das Scheißhaus; lobt er die Frauen in den Worten: Ein gottesfürchtig Weib soll man loben, so entgegnet Morolf: Eine Katze mit einem guten Balg soll man schinden. Und so prallt denn auch Salomons Mahnung: Laß von deinem Gespött, so zergehet der Krieg und Zank, wirkungslos an dem Narren ab. „Laß aus den Wind, so zergehet der Dreck und hört auf der Gestank," versetzt er, und dem Könige selbst, der lange Gefallen daran gefunden, wird endlich seine Derbheit zuwider. „Thut ihn hinaus von meinen Augen; und ob er mehr hereingeht, so hetzet alle meine Hunde an ihn," gebot er zornig, als Morolf ihm handgreiflich bewiesen hatte, daß die Natur stärker sei, als die Nahrung. Drei Mäuse hatte er in seinen Aermel genommen, und ließ, während der König nachtmahlte, unvermerkt eine nach der andern laufen. Bei der ersten ließ sich die Katze, welche stehend auf zwei Füßen ein Licht in den Vordertatzen hielt und zu Tisch leuchtete, noch von Salomons Drohen halten; als sie aber die zweite und dritte erblickte, da ließ sie die Kerze fallen, und lief den Mäusen nach. „Siehest du, sprach Morolf, ich habe bewährt vor dir, daß die Natur stärker ist, denn die Nahrung?"

Wie in der Volkssage, so in dem täglichen Leben. Wer „ein grober Muorlef“ oder „grob wie der Muorlef“ ist, der hat keinen Grobian über sich, und kann in anständiger Leute Gesellschaft jeden Augenblick dasselbe befahren, was Salomons Hofnarren, von dem er den Namen hat, betroffen.

Wie zur Bezeichnung plumper Grobheit, so dient das mundartliche Wort Muorlef ferner in denselben Formen des Ausdruckes als Bild eines boshaften, pfiffigen und verkehrten Menschen. Auch hier erscheint die Annahme einer verdunkelten Beziehung auf Salomons Narren natürlich. Nicht allein war diesem der Ruf, daß er sehr „kniffig“ sei, vorangegangen, sondern auch der König selbst erklärte, als er ihn nicht mehr loswerden konnte: „Ich woll' oder wolle nicht, so muß ich dich doch nähren. Darum so gebt ihm seines Leibes Nothdurft; so will ich ihn und seine Hausfrau behalten zu einem ewigen Knecht. Denn seine Bosheit hat mich überwunden. Und darum, daß er mich fürbas nimmer erzürne, so versehet ihn und seine Hausfrau nach Nothdurft ihres Leibes mit Essen, Trinken, Kleidern, und was sie bedürfen.“

Aus Bosheit versetzte er, um hier einen einzigen Beleg anzuführen, die Frau, welcher Salomo in dem bekannten Rechtsstreite um ein Kind dieses zuerkannt hatte, durch die Einflüsterung, daß den König seine Entscheidung reue, und er den Knaben zur Theilung in zwei Hälften abfordern werde, außerdem aber noch beschlossen habe, fortan solle jeder Mann sieben Frauen haben, und durch eine lebhafte Schilderung der Folgen dieser Polygamie so sehr in Wuth, daß bei siebentausend Frauen den Palast des Königs umgaben, Thüre und Fenster zerbrachen, und ihn so lange lästerten, bis er ergrimmt in die Worte ausbrach: „Kein schalkhaftiger Haupt ist nicht, denn das Haupt der Schlangen, und kein Zorn ist über den Zorn der Frauen; ich wollte lieber wohnen bei den Löwen und Drachen, denn bei den schalkhaftigen Weibern,“ und nun einen Strom von Schimpf und Schande über ihr Geschlecht ausschüttete. Und so hatte denn der boshafte Narr seine Absicht erreicht: was er zum Salomon gesagt hatte, als dieser die Frauen pries: „ich sage dir König, du lobest die Frauen jetzund; ehe du heut schlafen gehest, wirst du sie schänden,“ war in Erfüllung gegangen.

War es in diesem Falle eine unverschämte Lüge, welche ihn zum Ziele geführt, so machte sich bei andern Gelegenheiten seine boshafte Verschmitztheit in der Art und Weise Luft, wie er Salomons Befehle verkehrt ausrichtete, und darauf, was er ihm zum Aerger gethan hatte, mit seiner Einfältigkeit entschuldigte. „Sage deiner Mutter, hatte Salomon ihm aufgetragen,“ daß sie mir von ihrer besten Kuh einen Hafen voll Milch schicke, bedeckt von derselben Kuh. Darnach nahm Markolfs Mutter, Floszemia genannt, einen Eierfladen, gesalbet mit der Milch, und bedeckte einen Hafen voll Milch damit, und schickte das dem König. Da nahm ihr Sohn Markolf die Milch, mit dem Fladen bedeckt, und wollte

sie dem König bringen, und ging über eine Wiese, und war sehr müde und erhitzt. Da sah er einen Kuhfladen liegen auf der Wiese, und er setzte nieder seinen Hafen mit der Milch, und aß den Eierfladen, und deckte den Hafen zu mit dem Kuhfladen. Und da er kam für den König Salomon und brachte den Hafen voll Milch, verdeckt mit einem Kuhfladen; da sprach der König Salomon: „Warum ist der Hafen mit der Milch also verdecket?" Markolf antwortete: Hast du König das nicht also geschafft, daß die Milch von derselben Kuh sollte bedeckt werden? ist es nicht der Kuhfladen von derselben Kuh? Da sprach König Salomon: „Ich hab's nicht also geschafft." Markolf sprach: ich hab' es also verstanden. Wir übergehen die andern Wortverdrehungen Morolfs, welche das Volksbuch erzählt — sie strotzen alle von roher Gemeinheit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei der allmäligen Umwandlung des sagenhaften Morolf in das stehende Bild eines pfiffigen Menschen neben dem Volksbuche auch die Erinnerung an alles dasjenige mitgewirkt hat, was uns das epische Gedicht von Ränken und Verkleidungen erzählt, deren sich Morolf bediente, um seinem Könige die zweimal geraubte Gemahlin zurückzubringen. Die flinke Behendigkeit, und die Tapferkeit, welche ihm die Volksmeinung der Sachsen noch außerdem in denselben Formen des Ausdruckes zuschreibt, lassen sich ohne die Annahme einer solchen Einwirkung schwer erklären. In dem Gesprächspiele haben wir es mehr nur mit dem boshaften und verkehrten Narren zu thun; in dem epischen Gedichte sehen wir in dem Rathgeber des Königs geistige Findigkeit und kühne Tapferkeit zu einem Ganzen vereinigt. Wir sehen ihn an der Spitze eines Heeres, welches ausgezogen ist, um die entführte Salome zu befreien, und als ihn König Pharao, der sie geraubt hatte, im Zweikampfe so heftig niedergeschlagen,

Das Morolf der Degen kune
Vor eme uff der Erde lag,

da erhob er sich schnell wieder, sprang dem Pharao nach,

— gabe eme mit krafften eynen slag,
Das er muste fallen —

Mit derselben Tapferkeit schlägt er später dem zweiten Entführer der Königin Priscian das Haupt ab.

Fassen wir alles, was bisher gesagt worden ist, zusammen, so sehen wir in dem Morolf der deutschen Volkssage eine Reihe von Eigenschaften vereinigt, welche er mit dem Teufel gemein hat. In der That setzt ihn auch das epische Gedicht mit diesem in nahe Verwandtschaft:

Sehent her, eyn czeiche weht der wint;
Das foret Morolf des Düffels kint,

ruft Salome aus, als sie von Pharaos Burg eine schwarze Kriegerschaar einrücken sieht.

Wir glauben eine weitere Bestätigung unserer Ansicht über den sächsischen Muorlef darin zu finden, daß diese Verwandtschaft im Volke

fortlebt. „Gehe zum Muorlef, Hohl' dich der Muorlef, er ist mit dem Muorlef u. s. w. hören wir täglich, und es gibt wohl wenige Redewendungen, in denen der Teufel genannt wird, wo an seine Stelle nicht der Muorlef gesetzt werden kann.

Wir schließen hier diese Studie über ein merkwürdiges Wort der sächsischen Mundart. Ob die Morolfsage, als deren letzte Spur wir dasselbe betrachten, vom Niederrhein mit deutschen Ansiedlern nach Siebenbürgen gekommen, wann und wie sie erloschen, ob außer dem Namen und dessen Gebrauch noch irgend ein Ueberrest davon sich nachweisen läßt, bleibt weitern Forschungen überlassen. Daß aber das sächsische Wort nicht nur da gebraucht wird, wo uns ein treues Ebenbild von dem Morolf der Sage in dem Leben begegnet, sondern häufig bis zum leichten und scherzhaften Scheltworte abgeschliffen erscheint, wird Niemanden, welcher die Geschichte solcher Wörter kennt, befremden — des „Düffels Kind" ist dem Schicksale seines Vaters nicht entgangen.







